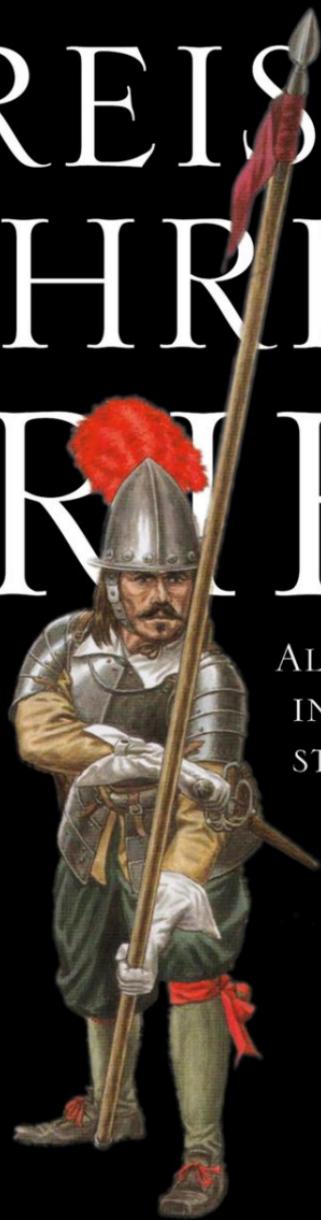


CHRISTIAN PANTLE

DER
DREISSIG
JÄHRIGE
KRIEG



ALS DEUTSCHLAND
IN FLAMMEN
STAND



ullstein

Das Buch

Christian Pantle bringt uns den so epochalen wie grausamen Dreißigjährigen Krieg so nahe wie kaum jemand zuvor. Er erzählt vom blutigen Leben der Söldner auf dem Schlachtfeld ebenso wie von den Zivilisten in den verwüsteten Dörfern und Städten. Er lässt den Pappenheimer Peter Hagendorf zu Wort kommen, der 23 Kriegsjahre von einem Kampfschauplatz zum nächsten marschiert. Und er schildert die Verzweiflung des Mönchs Maurus Friesenegger über die Zerstörungen rings um sein Kloster. In ergreifender Weise beschreiben die Zeitzeugen ihre schrecklichen Erlebnisse, aber auch Momente der Solidarität und des Mitgefühls. Pantle verknüpft ihre Berichte zu einer großen Erzählung: Wie durch ein Zeitfenster sehen wir in eine von Machtkämpfen und Religionskriegen zerrissene Welt und lernen die Menschen vor 400 Jahren verstehen.

Der Autor

Dr. Christian Pantle, geboren 1970 in München, ist Chefredakteur des Monatsmagazins *G/Geschichte*. Bei Propyläen erschien bereits sein Bestseller *Die Varusschlacht. Der germanische Freiheitskrieg*.

Christian Pantle

Der Dreißigjährige Krieg

Als Deutschland in Flammen stand

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein-buchverlage.de

Handschrift auf erster und letzter Seite im Buch:
Zwei Blätter aus dem Tagebuch Peter Hagendorfs.
Oben links auf der Eingangsseite hat der Söldner
das Datum 7. September 1631 notiert.



Ungekürzte Ausgabe im Ullstein Taschenbuch

1. Auflage April 2020

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2017 / Propyläen Verlag

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München,
nach einer Vorlage von Morian & Bayer-Eynck, Coesfeld

Titelabbildungen: © Darko Pavlovic, *from
Imperial Armies of the Thirty Years' War (1)*

© Osprey Publishing, *part of Bloomsbury*
Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der Sabon

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-548-06058-3

Für Heike
und
Dennis, Leon, Jenny, Amelie

INHALT

EINFÜHRUNG	9
I. ESKALATION	15
Sturz in den Abgrund (bis 1618)	15
Rebellion und Rache (1618–1624)	24
Der Tod als Geschäft (1625–1629)	35
II. WENDEPUNKTE	45
Der Weg des Kriegers (bis 1629)	45
Der Löwe aus Mitternacht (1630/31)	65
Magdeburg in Flammen (1631)	78
Triumph der neuen Taktik (1631)	100
Verbrannte Erde (1631/32)	117
Wallenstein vs. Gustav Adolf (1632)	132
III. IM TEUFELSKREIS	149
Jenseits von Freund und Feind (1632/33)	149
Wallensteins Tod (1634)	166
Vom Himmelreich in die Hölle (1634/35)	181
Bis vor die Tore von Paris (1635/36)	204

IV. DIE NÄCHSTE GENERATION	221
Helden und Heerverderber (1637–1639)	221
Der Winter naht (1639/40)	238
Durch Eis und Schnee (1641)	248
Abschied und Wiedersehen (1641–1643)	255
Mercys Coup (1643–1645)	267
V. AUFBRUCH IN EINE NEUE WELT	281
Ein Kongress ohne Beispiel (1644/45)	281
Im Wechselbad von Diplomatie und Militär (1646)	289
Verwirrung (1647/48)	298
Gefeierter Friede (1648–1650)	318
EPILOG	337
Danksagung	345
Zeittafel	347
Literatur und Quellen	351
Personenregister	357
Ortsregister	361
Bildnachweis	367

EINFÜHRUNG

Die Sonne hatte sich über den Mauern Magdeburgs erhoben, und noch immer war kein Laut zu hören aus den Geschützen, die seit Monaten auf die Stadt zielten. Hatte das kaiserlich-katholische Belagerungsheer unter General Graf Tilly die Kämpfe beendet? Der 20. Mai 1631, so schien es zunächst, würde ein friedlicher Tag werden.

Doch plötzlich zerrissen Kanonenschläge die Stille, und auf dieses Signal hin stürmten die Belagerer los: Zu Tausenden versuchten sie, die Befestigungsanlagen im Norden der Stadt zu erklimmen – »so dass der ganze Wall schwarz von Volk und Sturmleitern bedeckt war«, wie ein Unteroffizier schildert. »Da war ein solches Donnern und Krachen von Musketen, Feuermörsern und Kartaunen (*schweren Geschützen*), dass niemand weder hören noch sehen konnte.« Die Angreifer kletterten auf die Mauerkrone, töteten dort Hunderte Magdeburger und schlugen die übrigen Verteidiger in die Flucht.

Tillys Soldaten glaubten schon, dass der Überraschungsangriff zu einem raschen Sieg geführt hätte. »Da bin ich mit stürmender Hand ohne allen Schaden in die Stadt gekommen«, triumphierte etwa Peter Hagendorf, ein Söldner in dem attackierenden Heer. Doch noch war der Widerstand der Magdeburger nicht gebrochen. Es begann ein erbitterter Häuserkampf, mit nahezu fatalen Folgen für Hagendorf: »In der Stadt, am Neustädter Tor, bin ich zweimal durch den Leib geschossen worden«, erzählt er in seinem Tagebuch. Eine Kugel traf den

Soldaten von vorne in den Bauch, die andere ging durch beide Achseln hindurch. Kameraden brachten den Schwerverwundeten zum Feldchirurgen. Der band Hagendorf die Hände auf den Rücken, »damit er hat können den Meißel einbringen«. Nach der brachialen Operation »bin ich in meine Hütte gebracht worden, halbtot«.

Währenddessen gelang es den Angreifern in Magdeburg, die Stadttore von innen zu öffnen. Fast das gesamte Heer Tillys flutete hinein, plündernd und mordend in einem Ausmaß, das selbst für damalige Zeiten außergewöhnlich war, wie zahlreiche Augenzeugenberichte belegen. »Wir mussten oft im großen Gedränge über die toten Körper laufen«, schildert etwa ein überlebender Bewohner. »Wir sahen sehr viel Tote und einige Frauen ganz entblößt liegen. Sie waren mit dem Kopf in ein großes Braufass voller Wasser gestürzt und ertränkt worden, hingen aber mit dem halben Körper und den Beinen heraus, was ein erbärmlicher Anblick war.«

Dann begann das Inferno, das noch mehr Opfer fordern sollte als die Gewalttaten der Sieger. An mehreren Plätzen waren Häuser entflammt, und diese vereinzelten Brandherde vereinigten sich zu einem gewaltigen Feuersturm. Im »Hiroshima des Dreißigjährigen Krieges«, wie Frank-Walter Steinmeier als Bundesaußenminister formulierte, werden 20 000 der 30 000 Einwohner Magdeburgs tot zurückbleiben.

Der schwerverwundete Söldner Hagendorf beobachtet das Flammenmeer von seinem Lazarett aus, zusammen mit seiner Ehefrau Anna Stadlerin und der gemeinsamen Tochter Elisabeth, die erst ein Jahr alt und erkrankt war. Die kleine Familie befindet sich in sicherer Distanz – aber auch fern der Beute und der lebensnotwendigen Verbandsmaterialien, die in Magdeburg zu finden sind. Und so fasst Anna Stadlerin einen kühnen Entschluss: Sie übernimmt das Plündern. »Meine Frau ist in die Stadt gegangen, obwohl diese überall gebrannt hat, und wollte ein Kissen holen und Tücher zum Verbinden«, erzählt Hagendorf. »So habe ich auch das kranke Kind bei mir liegen

gehabt.« Und während der kinderhütende Soldat auf seine beutesuchende Gattin wartet, »ist nun das Geschrei ins Lager gekommen, die Häuser fallen übereinander« – mit tödlichen Folgen auch für viele Plünderer. »So hat mich meine Frau mehr bekümmert«, schildert Hagendorf seine Ängste, »als mein Schaden.«

Doch eineinhalb Stunden später kehrt Anna Stadlerin zurück: mit Bettgewand, Kleidern, einer großen Kanne Wein und zwei silbernen Gürteln, wie Hagendorf sichtlich stolz auflistet. Sieben Wochen später ist er genesen und kann weiterziehen in dem Krieg, in dem er bis zum Ende 1648 mitkämpfen wird. Hagendorf wird dabei mindestens 22 400 Kilometer zurücklegen, kreuz und quer durch Deutschland und tief hinein nach Italien und Frankreich. Er wird an entscheidenden Schlachten teilnehmen, zweimal unfreiwillig die Seiten wechseln, plündern, vergewaltigen, brandstiften und Zeuge einer Hexenverbrennung werden – aber er wird sich auch für die Schönheiten der Landschaften und Bauwerke begeistern, sich aufopferungsvoll um seine Familie kümmern und Geld dafür aufwenden, seinem Sohn eine Schulbildung zu ermöglichen.

In Hagendorfs Leben und Handeln kristallisiert sich die Zerrissenheit jener Epoche, die den Übergang vom Mittelalter zur Moderne bildet: Seefahrer umrunden bereits die Welt, aber die Kirche bedroht Astronomen wie Galileo Galilei mit dem Tod; der geistige Horizont der Menschen erweitert sich enorm, aber die Hexenverfolgungen erreichen just in dieser Zeit ihren Höhepunkt. Gleichsam als Sinnbild des Zeitenwechsels sind Kavalleristen zu sehen, die ähnliche Rüstungen wie die Ritter tragen und Pistolen in der Hand halten.

Es ist eine Phase der Umwälzungen. Moderne Historiker sprechen gleich von zwei umfassenden Revolutionen, die sich in der Zeit um den Dreißigjährigen Krieg ereignen: zum einen die militärische Revolution – hin zur modernen Kriegsführung mit enorm vergrößerten Heeren, neuartigen Taktiken und Festungsbauten sowie der Ausbreitung der Bürokratie; zum an-

deren die Medienrevolution – der Siegeszug der Zeitungen und Flugblätter, die bald die entlegensten Dörfer erreichen und das Zeitalter der Massenmedien und Propagandakriege einläuten.

Nicht nur die Menge der gedruckten Texte explodiert geradezu, auch die sogenannten einfachen Leute beginnen in großer Zahl zu schreiben: Bauern, Handwerker, Soldaten und Dorfpriester hinterlassen uns Tagebücher und Dorfchroniken in einer nie dagewesenen Fülle. Im Gegensatz zu den meisten früheren Kriegen kennen wir damit nicht nur die Berichte und die Sichtweise von oben – von Feldherren, Gebildeten, Adeligen –, sondern erhalten erstmals auch einen umfangreichen Blick auf die Ereignisse von unten, von den wahren Leidtragenden.

Dies ist einer der Gründe, weshalb uns der Dreißigjährige Krieg so viel grausamer erscheint als frühere Auseinandersetzungen: Wenn beispielsweise Julius Caesar in seinem Werk »Der Gallische Krieg« mehrfach erwähnt, dass seine Legionäre Zehntausende Zivilisten abschlachteten, geschieht das jeweils nur in wenigen beiläufigen Sätzen – mit der Folge, dass die furchtbaren Massenmorde nur eine untergeordnete Rolle spielen in den Biographien über den römischen Feldherrn und Politiker. Wie wäre wohl unser Bild von den Kriegen der Antike, besäßen wir aus dieser Zeit vergleichbare Schilderungen wie die von der Eroberung Magdeburgs 1631? Hier erzählen unmittelbar Betroffene, Söldner und Stadtbewohner, in ergreifender Weise von ihren Ängsten und ihren schrecklichen Erlebnissen, aber auch von überraschender Großherzigkeit und lebensrettender Hilfsbereitschaft.

Dieser reiche Schatz an Einblicken in eine Welt, die uns nah und fern zugleich ist, spielt in den meisten Geschichtswerken leider nur eine untergeordnete Rolle. Selbst neuere Veröffentlichungen über den Dreißigjährigen Krieg beschreiben zwar oft ausführlich die Charakterzüge des Feldherrn Albrecht von Wallenstein und die Motivationen seines Gegenspielers König Gustav II. Adolf von Schweden, verlieren aber nach dem Tod dieser berühmten Protagonisten in den 1630er Jahren auffall-

lend das Interesse an den weiteren Ereignissen. Gerade das letzte Kriegsjahrzehnt wird allzu oft auf das höfische Geschehen bei den Friedensverhandlungen reduziert, während man über die Ereignisse im Land nicht viel mehr erfährt als den knappen Hinweis, dass die Leiden der Bevölkerung am größten waren und die Kriegszüge verworren. Dabei gehorchten diese Ereignisse einer ebenso zynischen wie klar nachvollziehbaren Logik, die Schlachten wurden angeführt von außergewöhnlichen Persönlichkeiten, die mit ihrem Handeln die Weichen für das weitere Schicksal der Menschen in und um Deutschland stellten.

Dieses Buch erzählt die ganze Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs. Es umreißt zunächst die zentralen Ereignisse des ersten Kriegsjahrzehnts und rückt anschließend die Perspektive von unten in den Mittelpunkt. Dabei spielen zwei Personen eine Hauptrolle, die nicht zum entrückten Spitzenpersonal zählten, sondern den großen Krieg hautnah in all seinen Facetten miterlebten: zum einen der erwähnte Söldner Peter Hagendorf, dessen bewegtes Leben sich als roter Faden durch das Buch zieht, zum anderen der Mönch Maurus Friesenegger, der im Dorf Erling und im Kloster Andechs nahe München lebte. Die Sicht des Zivilisten Friesenegger bildet einen Kontrapunkt zu den Schilderungen des Söldners.

Wie Hagendorf, so führte auch Friesenegger über das zweite und dritte Kriegsjahrzehnt ein Tagebuch, das uns erhalten geblieben ist. Eindringlich beschreibt der Mönch darin das Auf und Ab des dörflichen Lebens: die katastrophalen Ereignisse, wenn die Heere anrückten, aber auch die Phasen des bangen Friedens und des Aufschwungs, wenn sich die Armeen zwischenzeitlich entfernten und in andere Gegenden weiterzogen.

In den letzten Kriegsjahren zählt Friesenegger zwar als Abt zu den höhergestellten Personen. Er bleibt aber immer nahe an den einfachen Menschen, schildert ihre Hoffnungen und Ängste ebenso wie ihre Versuche, sich den marodierenden Soldaten zu widersetzen. Seine Tagebucheinträge zeigen exemplarisch, was

der schier endlose Konflikt für die Zivilbevölkerung bedeutete, für die es irgendwann keinen Unterschied mehr machte, von welcher Kriegspartei sie drangsaliert wurde. Friesenegger schuf damit eines der bewegendsten Zeugnisse seiner Zeit. Es führt uns in aller Deutlichkeit vor Augen, dass es im Krieg kein Gut und Böse gibt, sondern der Krieg an sich das Übel ist. Die Erinnerungen an den Dreißigjährigen Krieg legten so den Keim für den Pazifismus, der allen zwischenzeitlichen Rückschlägen zum Trotz heute tief im Gedankengut unserer Kultur verwurzelt ist.

KAPITEL I: ESKALATION

Bis 1618 Sturz in den Abgrund

Wilhelm Slawata versuchte noch, sich mit der rechten Hand an dem geöffneten Fenster festzuklammern. Doch einer der zahlreichen Männer, die sich um ihn drängten, schlug mit dem Knauf eines Dolchs auf seine Finger. Slawata verlor den Halt, und die Attentäter warfen den 45-jährigen Grafen mit dem Kopf voraus aus dem Fenster der Prager Königsburg.

17 Meter tief fiel der Statthalter des Kaisers, prallte unterwegs gegen einen steinernen Fenstersims und stürzte in den Burggraben. »Weil ihm das Blut in den Mund geronnen, hat er wie ein Erstickender zu rasseln angefangen«, schildert Slawata die unmittelbaren Folgen in seinem Tagebuch (in dem er über sich selbst in der dritten Person schreibt). Der Verwundete erhielt rasch Erste Hilfe: Sein Schwager Jaroslav Martinitz, der kurz zuvor aus demselben Fenster geworfen worden war, wälzte sich zu Slawata hin und entfernte mit einem Tuch das Blut aus dessen Mund.

Inzwischen stießen die Attentäter noch eine dritte Person aus dem Fenster, den jungen Kanzleisekretär Philipp Fabricius, auch er überstand den Sturz. Dann kamen von oben Schüsse: »Der eine ging dem Grafen Martinitz nahe dem Haupt durch den Halskragen«, berichtet Slawata, ein weiterer durch dessen schwarzen Mantel, ein dritter streifte Martinitz' Arm.

Schließlich eilten Diener der Gestürzten durch das Burgtor hinaus zum Graben und brachten ihre Herren aus dem Kugelhagel in Sicherheit. Niemand starb: Wie durch ein Wunder hat-

ten die ersten drei Opfer des Dreißigjährigen Kriegs am 23. Mai 1618 überlebt. Und der gefallene Kanzleisekretär stieg nach der Attacke sogar sichtbar auf: Er erhielt den Adelstitel »von Hohenfall« – der Kaiserhof in Österreichs Hauptstadt pflegte offenbar schon damals den berüchtigten Wiener Humor.

Der Anschlag, der als Prager Fenstersturz berühmt werden und das Leben von Millionen Menschen verändern sollte, folgte bewusst einer alten Tradition: Schon 1419, vier Jahre nach der Hinrichtung des protestantischen Theologen Jan Hus auf dem Scheiterhaufen, warfen dessen Anhänger katholische Amtsträger aus dem Prager Rathausfenster. Die Gestürzten wurden von der unten wartenden Menge gelyncht, und es begann ein Aufstand, der in den langjährigen Hussitenkriegen mündete. 1483 wollten Prager Bürger dann einer katholischen Verschwörung vorbeugen, indem sie kurzerhand den Bürgermeister aus dem Fenster warfen – nach »böhmischen Brauch«, wie es damals bereits hieß. Und als nun 1618 mit Martinitz und Slawata zwei Statthalter des erzkatholischen Herrschers von Böhmen aus dem Fenster flogen, bildete dieser revolutionäre Akt das Fanal zu einem neuerlichen protestantischen Aufstand. Die Folgen für Europa konnte niemand der Beteiligten ahnen.

Der Kontinent war zu jener Zeit gespalten: in die Anhänger des alten katholischen Glaubens und in die der neuen Lehren. 1517 veröffentlichte Martin Luther in Wittenberg seine Thesen, ab 1541 setzte Johannes Calvin in Genf seine Ideen der Reformation durch. Beide Konfessionen verbreiteten sich rasant: das Luthertum vor allem im Norden Deutschlands und in Skandinavien, der Calvinismus und andere Zweige der sogenannten Reformierten Kirchen insbesondere in der Schweiz und den Niederlanden.

Die folgenden, oft kriegerischen Auseinandersetzungen fanden in Deutschland ein vorläufiges Ende mit dem Augsburger Religionsfrieden von 1555. Er legte erstmals die Grundlagen für eine friedliche Koexistenz der lutherischen und der katholischen Konfession. (Der Calvinismus blieb außen vor.) Fortan

konnte der Landesherr den Glauben in seinem Herrschaftsbereich festlegen: »Cuius regio, eius religio« (»Wessen Gebiet, dessen Religion«) – mit dieser griffigen Formel fasste der Greifswalder Jurist Joachim Stephani ein halbes Jahrhundert später die Regelung zusammen.

Von religiöser Toleranz war man im 16. Jahrhundert also noch weit entfernt. Frei war allein der Fürst, die Untertanen hatten zu folgen, nicht nur in den weltlichen, auch in den geistlichen Dingen. Dazu gehörten sogar willkürliche Konfessionswechsel des Herrschers – die dann so manchen gläubigen Untertanen in Gewissensnöte stürzten. Immerhin wurde dieser Umstand von den Machern des Augsburger Religionsfriedens berücksichtigt: Wer der Konfession des Landesherrn nicht folgen wollte, durfte seine Güter verkaufen und mit der Familie auswandern – gegen Zahlung einer üblichen Steuer sowie, im Fall von Leibeigenen, einer Ablöse. Der so eröffnete Ausweg war steinig, oftmals für die Betreffenden ruinös, dennoch bildete das Recht auf Emigration (»ius emigrandi«) eine historische Wegmarke: Es ist »das erste allgemeine Grundrecht«, so der Rechtswissenschaftler Martin Heckel, das jedem Deutschen schriftlich garantiert wurde.

Generell waren die Untertanen nicht so rechtlos, wie man es sich heute oft vorstellt, und die Herrschenden bei weitem nicht so machtvoll. Letztere konnten zwar den einen oder anderen Untertanen seiner Existenz berauben, aber es fehlten ihnen die Behörden und die bürokratischen Mittel, um die Bevölkerung effektiv zu kontrollieren – Institutionen wie Polizei oder Finanzamt existierten noch nicht. Ein allumfassendes Steuersystem mit Einkommen-, Mehrwert- und unzähligen Extrasteuern, wie wir es heute gewohnt sind, wäre damals schlicht nicht durchführbar gewesen. Das bedeutet aber nicht, dass die Menschen damals freier gewesen wären: Was der Obrigkeit an Machtinstrumenten fehlte, machte sie durch eine obsessiv anmutende Regulierungswut wett. Im 16. und 17. Jahrhundert ergoss sich über die Untertanen eine Fülle staatlicher Verhal-

tensvorschriften, die vom Gottesdienstbesuch bis zum Saum auf der Kleidung reichten. Der noch junge Staatsgedanke war in der Neuzeit angekommen und hatte begonnen, seine Macht zu entdecken. Aber es sollten noch Jahrhunderte vergehen, bis er sie im Faschismus und Kommunismus im großen Maßstab und im totalitären Sinne ausspielen konnte.

Auch bei politischen Entscheidungen waren die Herrscher der frühen Neuzeit noch alles andere als allmächtig, weit entfernt von der absolutistischen Selbstherrlichkeit späterer Jahrhunderte. In fast allen Fürstentümern existierten Stände-parlamente, die mal mehr, mal weniger Einfluss besaßen. Ihre Zustimmung war oft in existentiellen Fragen wie der Steuererhebung nötig – ein Druckmittel, von dem so manche Ständevertretung regen Gebrauch machte. »Monarchie im eigentlichen Sinn des Wortes gab es keine«, resümiert daher Golo Mann in seiner Wallenstein-Biographie. »Der König befahl nicht allein, wenn er überhaupt befahl.«

Die große Mehrheit der Bevölkerung besaß freilich keine Vertretung: Die Bauern hatten keine Mitspracherechte, mussten meist auf ihrer Scholle verharren, eine Flucht konnte im Extremfall mit dem Tod bestraft werden. Zumindest aber ein Rechtsmittel gegen Herrscherwillkür war auch der Landbevölkerung vergönnt: der Gang zum Reichskammergericht in Speyer, das neben dem Reichshofrat am Kaiserhof die höchste Gerichtsinstanz im Deutschen Reich bildete. Alle Untertanen, die erfolglos vor örtlichen Gerichten gegen ihren Herrscher geklagt hatten, konnten dort Berufung einlegen – sofern es sich beim Landesherrn nicht um einen der wenigen großen Fürsten handelte, die für ihr Territorium ein Berufungsverbot durchgesetzt hatten. Der Rechtsweg stand ausdrücklich auch »armen Parteien« offen, die sich die üblichen Prozessgebühren nicht leisten konnten: Ihnen wurden Anwalt und Untersuchungsrichter gestellt, und sie mussten die Gerichtskosten erst bezahlen, wenn sie genügend Vermögen besaßen.

Dies war nicht nur ein Alibi-Recht – die Menschen machten

davon so häufig Gebrauch, dass sich einige Landesherren über die mutwillige Prozessiererei ihrer Untertanen beschwerten. »Der rechtliche Krieg geriet um 1600«, so der Historiker Georg Schmidt, »zur beinahe alltäglichen Form des bäuerlichen Widerstandes.« Etwa 700 Klagen wurden um diese Zeit jährlich beim Reichskammergericht eingereicht. Die Folge war, dass – anders als etwa in England oder Frankreich – die sozialen Konflikte zwischen Bauern und Herrschaft meist friedlich verließen und sich der Zusammenhalt im Deutschen Reich verbesserte: »Den klagenden Bauern aus Schwaben oder aus Ostfriesland wurde stets von neuem vor Augen geführt, das es neben ihrer Herrschaft ein übergeordnetes Ganzes gab«, folgert Schmidt.

Die verbreitete Ansicht, Deutschland sei zu jener Zeit ein Flickenteppich mehrerer Hundert unabhängiger Einzelstaaten gewesen, ist also nur teilweise richtig – auch wenn historische Landkarten solch einen Eindruck erwecken. Man kann eher, ähnlich wie in den späteren USA, von einem föderalen System aus Bundesstaaten sprechen – wobei eine Staatlichkeit im modernen Sinn sich eben erst herausbildete. Die Quasi-Bundesstaaten konnten kleine Rittergüter sein, freie Reichsstädte oder große Fürstentümer wie Bayern oder Sachsen: Sie alle besaßen weitgehende Autonomie.

Die nächsthöhere Verwaltungsebene bildeten die Reichskreise. Jeder war ein Zusammenschluss mehrerer Quasi-Bundesstaaten und zuständig für übergreifende Aufgaben wie Münzwesen, Heimatschutz und Grenzsicherung. Insgesamt zehn Reichskreise gab es im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, wie Deutschland offiziell hieß.

An der Spitze dieses föderalen Systems standen die reichsübergreifenden Institutionen. Dazu zählten die beiden erwähnten obersten Gerichte und der Reichstag, das gesamtdeutsche Parlament. Es wurde vom Kaiser einberufen, tagte unregelmäßig an wechselnden Orten und entschied unter anderem über reichsweite Steuern, etwa zur Finanzierung der Kriege ge-

gen die vordringenden Türken. Der Reichstag bestand aus drei Kammern, Kurien genannt: In der ersten saßen die sieben Kurfürsten – jene herausgehobenen Fürsten, die den deutschen Kaiser wählen durften. Die zweite Kammer umfasste zum einen die Landesherren der rund 85 weiteren Fürstentümer; zum anderen die nicht-fürstlichen Landesherren, darunter etwa 120 Reichsgrafen, die aber alle zusammen nur über zwei Stimmen verfügten. Die dritte Kammer schließlich bildeten die freien Reichsstädte – mit sehr begrenztem Einfluss: Ihre Stellungnahmen wurden in der Regel als unverbindliche Meinungsäußerung abgetan. Effektiv regierten also im Reichstag die Fürsten, der Rest war kosmetisches Beiwerk.

Über allem thronte als höchste Instanz der Kaiser. Er war auf Lebenszeit gewählt von den sieben Kurfürsten und besaß vor allem symbolische Macht. Die aber war enorm: Der Kaiser galt den deutschen Zeitgenossen als unantastbar, und es kam einem Sakrileg gleich, sich offiziell gegen ihn zu stellen. Das höchst prestigeträchtige Amt besetzten seit Generationen die Habsburger, die sich 1556 in zwei Linien aufspalteten: Die eine herrschte über Spanien, die andere über Österreich und die umliegenden Länder. Die österreichische Linie stellte fortan den Kaiser. Auch am Vorabend des Dreißigjährigen Kriegs saß mit Kaiser Matthias ein Habsburger auf dem Thron.

Der Augsburger Religionsfriede von 1555 hatte bis dahin leidlich gehalten. Bis 1618 bescherte er Deutschland die zweitlängste Friedensperiode seiner Geschichte, nur übertrroffen von der gegenwärtigen Friedenszeit nach dem Zweiten Weltkrieg. Dies ist umso erstaunlicher, als in jener Zeit vor gut 400 Jahren im umliegenden Europa zahlreiche Kriege zwischen Katholiken und Protestanten tobten – unter anderem zwischen den calvinistischen Niederlanden und dem katholischen Spanien, zwischen England und Spanien, innerhalb Englands sowie innerhalb Frankreichs, das als blutigen Höhepunkt seiner Bürgerkriege 1572 die Bartholomäusnacht erlebte, das berüchtigte Massaker an Tausenden Hugenotten (*französischen Protestanten*) in

Paris. Deutschland blieb derweil »eine Insel des Friedens inmitten der erbittertsten Konfessionskriege und -wirren«, wie der Rechtshistoriker Martin Heckel schreibt, »gleichsam der Ort der Ruhe im Zentrum des Zyklons«.

Nach 1600 aber verstärkten sich auch in Deutschland die Spannungen zwischen Protestanten und Katholiken merklich. Eine neue Generation von Herrschern kam an die Macht, die die Schrecken der Religionskriege vor 1555 nicht mehr selbst erlebt hatte. Die jungen Wilden, wie man heute sagen würde, hielten die Kompromissbereitschaft ihrer Väter für Schwäche – sie waren Fundamentalisten, Streiter für ihre Wahrheit, keine Realpolitiker. Und so kamen die Dinge ins Rutschen, zunächst noch unmerklich. Doch es waren kleine Steinchen, Bagatellen, die schließlich die große, alles zerstörende Lawine anstießen.

Im Mai 1608 etwa gründeten einige der evangelischen Landesfürsten ein militärisches Verteidigungsbündnis, die »Union«, zum Schutz »ihrer Rechte«. Die Reaktion folgte bald: Im Juli 1609 schmiedeten katholische Landesherrn ein Gegenbündnis, die »Liga«. Zwar betonten beide Bündnisse ihren rein defensiven Charakter, aber erstmals seit Abschluss des Augsburger Religionsfriedens standen sich wieder zwei konfessionelle Militärblöcke in Deutschland gegenüber.

Noch überwogen in beiden Lagern die Stimmen der Vernunft: In den folgenden Jahren gelang es, die anfallenden Streitigkeiten friedlich beizulegen.

Zum Pulverfass entwickelte sich dagegen ein Land, das im Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation eine seltsame Zwitterstellung innehatte: das Königtum Böhmen, das etwa den heutigen West- und Zentralteil Tschechiens umfasste. Sein Herrscher zählte zu den sieben Kurfürsten, die den deutschen Kaiser wählten. Gleichzeitig saß er als einziger Kurfürst nicht im Reichstag.

Auch die Verfassung hatte etwas Zwitterhaftes: Böhmen war keine klassische Erb-, sondern eine Wahlmonarchie. Starb der König, ging die Nachfolge nicht automatisch auf den Sohn

oder nächsten Verwandten über. Die Stände, also die führenden Adligen und die Vertreter der freien Städte, wählten den neuen Herrscher. Faktisch war dies in aller Regel der Erbe des verstorbenen Königs – nur musste er sich die Zustimmung beim Adel erkaufen, durch mehr oder weniger große Zugesständnisse, die vor der Wahl schriftlich fixiert wurden: in einem Dokument namens Kapitulation. Dessen Inhalt ähnelte aus Sicht des neuen Königs oftmals dem, was man heute unter dem Begriff versteht.

Der selbstbewusste, überwiegend protestantische Adel hatte so weitgehende Rechte für sich errungen, auch unter den erzkatholischen Habsburgern, die seit 1526 den König von Böhmen stellten. Im Jahr 1609 gelang den aufmüpfigen Böhmen dann der große Wurf: Die Stände nutzten einen innerhabsburgischen Machtkampf und die daraus resultierende Schwächephase des Herrscherhauses, um den böhmischen König (und deutschen Kaiser) Rudolf mittels Aufstands-Drohungen zu zwingen, den sogenannten Majestätsbrief zu unterzeichnen. Darin sicherte der Regent den böhmischen Protestanten »völlige Gleichheit« mit den Katholiken zu. Sie durften ihre Religion ebenfalls »frei und uneingeschränkt« ausüben, Kirchen und Schulen errichten. Und »niemand«, auch kein Bauer, so heißt es ausdrücklich, durfte fortan »zu einer anderen Religion durch Gewalt oder auf irgendeine ersonnene Art gezwungen werden«. Ein großer Fortschritt, der allerdings nicht von Dauer war.

Mit Kaiser Rudolf ging es politisch und gesundheitlich bald steil bergab. Sein Bruder Matthias wurde 1611 zum König von Böhmen gewählt und nach Rudolfs Tod 1612 zum deutschen Kaiser. Matthias selbst war unverheiratet, kinderlos und chronisch krank. Um die Nachfolge zu sichern, schlug der 60-Jährige im Frühsommer 1617 seinen 38-jährigen Cousin Ferdinand als künftigen König von Böhmen vor.

Der designierte Ferdinand war ein katholischer Fundamentalist, wie es unter den weltlichen Landesherrn kaum einen zweiten gab. Aufgewachsen in einer jesuitischen Kaderschule

galt es ihm als höchstes Ziel, den einen wahren Glauben durchzusetzen, notfalls mit Gewalt. Realpolitik, Toleranz gar, waren für ihn reine Übel – auf die er sich nur einließ, wenn die Machtmittel nicht ausreichten, den Sieg des Katholizismus auf direktem Weg zu erzwingen. »Ich will lieber über eine Wüste herrschen«, gelobte Ferdinand einmal, »als die Ketzerei zu dulden«. Und nach diesem Motto handelte der fromme Überzeugungstäter mit unnachgiebiger Konsequenz.

Was taten nun die protestantischen Böhmen, nachdem ihnen ausgerechnet dieser militante Anti-Protestant als neuer König zur Wahl vorgeschlagen wurde? Das »gehört zu dem am schwersten Begreiflichen in unserer an schwer Begreiflichem nicht armen Erzählung«, schreibt der Historiker Golo Mann. »Alle laut gerühmte Entschlusskraft, alle reale Macht der protestantischen Barone und städtischen Delegierten hätte sich, sollte man denken, auf das Ziel konzentrieren müssen: diesen nicht!« Zumal der böhmische Landtag nach hergebrachter Sitte einem Kandidaten durchaus die Annahme verweigern konnte. Doch diesmal setzten die sonst so kämpferischen Böhmen auf Beschwichtigung und stimmten nach zähen Verhandlungen für Ferdinand. Ein verhängnisvoller Fehler.

Zwar hatte der künftige König in seiner Wahlkapitulation den böhmischen Ständen wieder allerlei Zugeständnisse gemacht, aber die katholischen Scharfmacher im Land verspürten Rückenwind. Nun ging es Schlag auf Schlag: Im neuen Prager Statthaltergremium, das den Kaiser vertrat, erhielten die Katholiken mit sieben von zehn Sitzen die erdrückende Mehrheit. Protestanten wurden aus Staatsämtern entlassen, die Prager Stadtgemeinde per Dekret entmachtet. Und zwei neu gebaute evangelische Kirchen, die auf Ländereien der katholischen Kirche standen, wurden kurzerhand niedergerissen.

All das veranlasste die protestantischen Amtsträger Böhmens, sich im März 1618 in Prag zu versammeln und eine Protestnote an den Kaiser zu senden. Die Antwort aus Wien war schneidend: Der Langmut des Herrschers sei erschöpft. Sollten

die Protestanten erneut zusammentreten, gelte dies als Aufruhr und werde mit der ganzen Schärfe des Gesetzes bestraft. Trotzdem trafen sich die Stände zu einer weiteren Protestversammlung. Und fassten am 22. Mai den schicksalhaften Entschluss, dass ihnen nichts anderes übrigbleibe, als zu einer befreienden Tat zu schreiten.

Am folgenden Tag stiegen die Ständevertreter die Stufen zum Kanzleisaal der Prager Königsburg empor. Dort stürzten sie die zwei katholischen Statthalter des Kaisers sowie deren Sekretär aus dem Fenster – und Mitteleuropa in den Abgrund. Der 23. Mai 1618 ging als Beginn des Dreißigjährigen Kriegs in die Geschichte ein.

1618–1624

Rebellion und Rache

Die Nachricht vom Prager Fenstersturz schlug am Herrscherhof in Wien ein wie der sprichwörtliche Blitz aus heiterem Himmel. Was war da los in Böhmen Hauptstadt? Ein großer Aufstand? Oder nur eine spontane Racheaktion? Kaiser Matthias hoffte erst einmal das Beste und sandte einen versöhnlichen Brief, in dem er alle mahnte, sie mögen sich doch »miteinander friedlich und freundlich betragen und liebhaben«.

Der Landtag in Prag hingegen setzte rasch eine Revolutionsregierung ein, bestehend aus 30 Direktoren. Die ließen ein Heer aufstellen und hohe Kriegssteuern ausschreiben – allerdings mit geringem Erfolg, es ging nur ein Bruchteil der benötigten Mittel ein. »Die großen Herren«, äzkt Golo Mann, waren »bereiter zum Rebellieren als zum Zahlen«.

Zwar konnten die Aufständischen mehrere Tausend Soldaten zusammenrrommeln – aber es gelang ihnen nicht, die Bevölkerung für sich zu gewinnen. Im Gegenteil: Viele Bauern flohen

in die letzten kaisertreuen Städte. Der Historiker Georg Schmidt spricht gar von einer »Doppelrebellion« zwischen 1618 und 1620: »diejenige der Stände gegen die Habsburger Königsherrschaft und diejenige der Bauern gegen die Stände«.

Trotzdem verlief der Aufstand zunächst erfolgreich: Die Revolutionstruppen marschierten 1618 erst gegen jene böhmischen Städte, die nicht mitmachen wollten, und im April 1619 in das angrenzende Land Mähren im Osten des heutigen Tschechien, das ebenfalls zum Habsburger Reich gehörte. Dort traf die 10 000 Mann starke böhmische Streitmacht auf keinen Widerstand – die Mähren schlossen sich rasch den Aufständischen an. Das Heer zog weiter in das Herzland des Feindes und stand im Juni 1619 vor den Toren Wiens.

Der Zeitpunkt schien für die Böhmen günstig zu sein: Der kranke Kaiser Matthias war im März 1619 gestorben und sein designierter Nachfolger, der katholische Fundamentalist Ferdinand, noch nicht gekürt worden. Die Rebellen hofften auf Unterstützung durch die österreichischen Protestanten. Doch die sandten nur wohlklingende Briefe, keine militärische Hilfe, und für einen Frontalangriff auf das befestigte Wien waren die böhmischen Truppen allein nicht stark genug.

Zudem hatte Ferdinand bereits ein Heer ausgesandt, das im Gegenzug im Süden Böhmens einfiel. Als die Nachricht die Aufständischen erreichte, brachen sie die Belagerung Wiens ab und eilten zurück in ihre von Schutz entblößte Heimat. Der Sturm auf die Zentrale des Feindes war damit gescheitert. Trotzdem steckten die Revolutionäre nicht zurück: Sie gingen nun politisch in die Offensive.

Am 31. Juli 1619 gaben sich die Böhmen und ihre angrenzenden Verbündeten eine neue Verfassung, die sogenannte Konföderationsakte. Das Land war danach ein föderaler Zusammenschluss aus teilautonomen Republiken. An der Staatsspitze stand ein Wahlmonarch mit stark eingeschränkter Macht, der jederzeit abgewählt werden konnte.

Keine drei Wochen später, am 19. August 1619, nutzten die

böhmisches Ständevertreter gleich die Spielräume, die sie sich mit der Verfassung selbst geschaffen hatten. Sie setzten den ungeliebten König Ferdinand ab und kürten kurz darauf einen Protestanten zu seinem Nachfolger: den Pfälzer Kurfürsten Friedrich, der in Heidelberg residierte. Der 23-Jährige nahm die Wahl an, trotz aller Warnungen vor einem Konflikt mit den Habsburgern. Der Erzbischof von Köln etwa prophezeite einem pfälzischen Gesandten weitsichtig: Sollten die Böhmen tatsächlich einen Gegenkönig krönen, »so möge man sich gleich auf einen 20-, 30- oder 40-jährigen Krieg gefasst machen«.

Tatsächlich stand viel mehr auf dem Spiel als nur Böhmen selbst: Sieben Kurfürsten durften den Kaiser wählen, den traditionell die Habsburger stellten. Drei davon waren katholische Erzbischöfe (von Mainz, Köln und Trier), drei protestantische Landesherren (von Sachsen, Brandenburg und der Pfalz). Die siebte Stimme bildete damit das Zünglein an der Waage. Sie gehörte dem König von Böhmen, bislang also den katholischen Habsburgern. Sollte sie an einen Protestant gehen, würde das Stimmenverhältnis kippen: Statt der Katholiken besäßen die Protestanten die Kurfürsten-Mehrheit – »um dann einen ketzerischen Kaiser wählen zu können«, wie dem bayerischen Herzog Maximilian schwante. Auf lange Sicht jedenfalls würden die Habsburger wohl die Kaiserkrone verlieren und damit ihre herausragende Stellung im Reich.

Um das zu verhindern, musste Ferdinand zunächst seine eigene Kaiser-Kür sichern. Er reiste dazu nach Frankfurt, wo die Kurfürsten und deren Abgesandte den Nachfolger des verstorbenen Kaisers Matthias wählten – am 28. August 1619, nur zwei Tage nach der Wahl des neuen Königs in Böhmen. Die unklare Situation im Land war natürlich ein Thema auf der Versammlung, doch nach einiger Diskussion votierten die Kurfürsten wie erwartet für Ferdinand als neuen Kaiser. Einzig die Pfalz stimmte zuerst gegen ihn, änderte dann aber ihr Votum, damit Einstimmigkeit herrschte.

Aus heutiger Sicht war es ein schwer begreifliches Wahl-

manöver: Der Pfälzer Kurfürst Friedrich ließ sich zum neuen König von Böhmen anstelle Ferdinands küren, während gleichzeitig seine Abgesandten in Frankfurt denselben Ferdinand letztlich doch zum Kaiser wählten – und ihm so zusätzliche Legitimation verschafften.

Sollten die Pfälzer auf ein Entgegenkommen Ferdinands gehofft haben, so täuschten sie sich. Schon wenige Tage nach seiner Kaiserwahl begann der Österreicher, den Krieg gegen die Pfalz und Böhmen vorzubereiten. Er selbst hatte zu wenig Geld und zu viele Schulden geerbt, um eine geeignete Armee aufzustellen. Daher reiste er zu Herzog Maximilian von Bayern, dem vermögenden Anführer der Liga, des katholischen Militärbündnisses.

Zu dem Treffen kam auch der Botschafter Spaniens, und die Anwesenden schlossen am 8. Oktober 1619 in München einen folgenreichen Vertrag: Bayern verpflichtete sich aufzurüsten und mit dem Heer der Liga gegen Böhmen zu marschieren. Spanien sicherte militärische Unterstützung zu – zum einen durch zusätzliche Truppen für das Liga-Heer, zum anderen durch einen Ablenkungsangriff auf die Pfalz.

Im Gegenzug versprach Ferdinand, Bayern sämtliche Auslagen zu erstatten. Bis alles bezahlt war, durfte der bayerische Herzog habsburgische Ländereien als Pfand besetzen. Oberösterreich fiel so an Bayern – doch die dortige Bevölkerung ließ sich die von oben verordnete Fremdherrschaft nicht so einfach gefallen, zumal die mit einer 14-fach erhöhten Steuer einherging, um die bayerischen Truppen zu finanzieren. 1626 kam es zu einem Bauernaufstand, der sich zu einem regelrechten Guerillakrieg auswuchs und letztlich mit dazu führte, dass Bayern 1628 Oberösterreich wieder an die Habsburger zurückgab.

Zum Bayerisch-Habsburger Vertrag gehörte zudem eine Vereinbarung, die nur mündlich getroffen wurde, weil sie enormen Sprengsatz barg: Ferdinand versprach, im Erfolgsfall Friedrich von der Pfalz die Kurwürde wegzunehmen und sie

auf Maximilian von Bayern zu übertragen. Der frisch gewählte Kaiser überschritt damit seine rechtlichen Kompetenzen, und er wusste wohl, dass er so die Fürsten aller Konfessionen gegen sich aufbringen würde – aber ihm blieb angesichts seiner prekären Lage keine Wahl.

Zunächst verharrte der Habsburger in der Defensive: Im folgenden Monat rückten böhmische Truppen noch einmal gegen Wien vor und belagerten die Stadt, diesmal verstärkt durch ein Heer aus dem protestantisch regierten Transsilvanien (Siebenbürgen), das im heutigen Rumänien liegt. Doch auch der zweite Versuch der Rebellen, die Zentrale des Feindes zu stürmen, endete mit einem Rückzug.

Nicht nur militärisch, auch diplomatisch gesehen ging es für die Böhmen im Winter 1619/20 kaum voran. Dabei besaß ihr neuer König beste Verbindungen: Friedrich war nicht nur der Anführer des evangelischen Militärbündnisses, der Union, sondern mit mehreren protestantischen Regenten eng verwandt – und er hatte die Tochter des Königs von England geheiratet. Doch die Hoffnungen der Böhmen auf Hilfe von außen wurden bitter enttäuscht. Kein protestantischer Staat wollte Soldaten entsenden. Die Niederländer, calvinistische Glaubensbrüder von Friedrich, gewährten zumindest finanzielle Unterstützung – während König Jakob von England lediglich Vermittlungsdienste anbot. In Europa ging der Witz um, zu Friedrichs Rettung würden die Dänen 1000 Salzheringe senden, die Holländer 10 000 Kisten Butter und der englische König 100 000 Botschafter.

Und es wurde noch schlimmer. Auch innerhalb des deutschen Reichs erhielt Friedrich von den evangelischen Landesherrn so gut wie keine Hilfe, im Gegenteil: Die Mitglieder der protestantischen Union wollten sich in keinen Krieg hineinziehen lassen, schlossen im Juli 1620 mit der katholischen Liga einen Nichtangriffspakt – und machten ihr so den Weg frei, alle Kräfte gegen Böhmen zu richten.

Eine Rolle spielte dabei wohl auch, dass Friedrich Calvinist

war, also Anhänger des kleineren protestantischen Bekenntnisses, das von den lutherischen Mehrheits-Protestanten im Deutschen Reich argwöhnisch beäugt wurde. Die Aktivisten unter den Lutheranern gingen sogar so weit, dass sie »in den Calvinern eine hassenwertere Brut sahen als in den Katholiken, ja als in den Türken und Heiden«, so der Historiker Golo Mann. Und noch ein zweiter Faktor dämpfte die protestantische Solidarität mit Friedrich: die Art und Weise, wie er auf den Thron gekommen war. Einen Landesherrn einfach abwählen und durch einen anderen ersetzen? Dass so etwas Schule machen könnte, diese Vorstellung gefiel auch evangelischen Potentaten nicht.

Und so stellte sich der mächtigste deutsche Protestant, Johann Georg von Sachsen, selbstbewusst auf die Seite der Katholiken. Der lutherische Kurfürst glaubte fest an das Reich und seine Instanzen, und er sagte zu, von Norden aus in Böhmen einzumarschieren, während die Armee der katholischen Liga von Süden den Hauptstoß gegen die Rebellen führte. Kaiser Ferdinand war damit das diplomatische Meisterstück gegliickt, Friedrich innen- wie außenpolitisch fast völlig zu isolieren.

Was konnte der neue König in Prag angesichts der feindlichen Übermacht tun? Der Anführer der oberösterreichischen Stände beknipte Friedrich, in dieser dramatischen Lage drastische Maßnahmen zu ergreifen: »Man publiziere im Land die Freiheit der Untertanen und hebe auf die Leibeigenschaft ... der gemeine Mann würde für seine Freiheit lieber sterben«, so wird der Ständevertreter von Golo Mann zitiert. Zudem solle der Adel in höchster Not alles beisteuern, was er besitzt. Doch nichts dergleichen geschah, kritisiert Mann: »Die Barone, die doch alles dies angefangen und dafür die Verantwortung trugen, wollten auf ihre leibeigenen Bauern so wenig verzichten wie auf ihr Silber und Gold.«

Es ist ein Verhaltensmuster, das sich im Lauf des Dreißigjährigen Kriegs auch andernorts zeigen wird: Den Handelnden gelang es allzu oft nicht, den eigenen Egoismus hinten anzustellen, wenn Stadt oder Staat in Gefahr waren. Zu stark war of-

fenbar das Denken in Standeskategorien, zu gering die Identifikation mit übergreifenden Gebilden wie Land oder Nation, um so etwas wie eine gesellschaftliche Solidarität zu zeigen – selbst wenn diese im Angesicht des Feindes geradezu überlebensnotwendig gewesen wäre.

Im Sommer 1620 schlug die kaiserlich-katholische Koalition zu. Im August drängte eine mehr als 20 000 Mann starke Armee der Spanier vom heutigen Belgien in die Rheinpfalz vor, die Heidelberg und Mannheim umfasste. Sachsen besetzte nahezu kampflos den Norden der böhmischen Konföderation: die Lausitz, die der sächsische Kurfürst als Pfand behalten durfte, bis ihn Kaiser Ferdinand für sein militärisches Engagement finanziell entschädigt hatte. Zur selben Zeit marschierten 28 000 Soldaten der kaiserlich-katholischen Armee gegen Prag – darunter der Söldner René Descartes, der später als Philosoph berühmt werden und den Satz »Ich denke, also bin ich« (»Cogito ergo sum«) prägen sollte.

Auf dem Weißen Berg, einer Erhebung acht Kilometer westlich von Prag, wartete auf die Invasoren eine 21 000 Mann starke böhmische Armee. Diese stand in strategisch günstiger Lage, trotzdem griff das kaiserlich-katholische Heer am 8. November bergaufwärts an – eigentlich entgegen allen Regeln der Kriegskunst. Doch die böhmischen Soldaten waren in miserabler Verfassung: seit Monaten ohne Sold, schlecht ernährt und durch Krankheiten dezimiert. Und so gelang es den Kaiserlich-Katholischen, die Verteidiger zurückzudrängen, bis diese panisch die Flucht ergriffen.

Die Details der Schlacht werden an dieser Stelle übergangen – wie Kämpfe abliefen, wird das Buch schildern, nachdem mit dem Söldner Peter Hagendorf unser Protagonist die Bühne betreten hat. Entscheidend war hier das Resultat: Die kaiserlich-katholischen Truppen errangen binnen zwei Stunden einen überwältigenden Sieg. Es war eine der kürzesten Schlachten des Dreißigjährigen Kriegs – aber wohl diejenige mit den dauerhaftesten Folgen. Denn im nahen Prag versuchte König Fried-

rich nicht einmal, die gut befestigte Stadt zu verteidigen. Am nächsten Morgen floh er mit seinem Hofstaat so überstürzt Richtung Schlesien, dass unter anderem ein Wagen mit den wichtigsten Papieren zurückblieb – zur Freude der Sieger, die wenige Stunden später einrückten.

Friedrich zog von Schlesien weiter in die Niederlande, versuchte den Rest seines Lebens vergeblich seine verlorenen Länder zurückzubekommen und starb verbittert 1632. Angesichts seiner kurzen böhmischen Regentschaft ging er unter dem Spottnamen »Winterkönig« in die Geschichte ein.

Bedeutsamer als Friedrichs Schicksal waren die Folgen in Böhmen selbst: Prag ergab sich kampflos, und auch der Rest des Landes leistete keinen nennenswerten Widerstand mehr. »Die Besiegten hatten nicht wirklich, nicht wirksam gekämpft; nicht mit dem Ernst, den ihr Unternehmen erforderte«, resümiert Golo Mann. »Ihre Revolution war keine echte gewesen. Die Gegenrevolution wurde echt.«

Noch im Monat des Siegs am Weißen Berg nahm Kaiser Ferdinand den Majestätsbrief zurück, der den Böhmen Religionsfreiheit garantierte. Angeblich zerschnitt er das Dokument eigenhändig mit einer Schere. Dann begann er, das Land systematisch vom Protestantismus zu säubern – nicht sofort, sondern langsam, Schritt für Schritt, um die protestantischen Fürsten im Reich nicht zu verprellen, insbesondere nicht den verbündeten Kurfürsten von Sachsen. Zuerst wurden nur die calvinistischen Prediger vertrieben, später auch die lutherischen, und am Ende blieb den protestantischen Bürgern Böhmens nur die Wahl, zum katholischen Glauben zu konvertieren oder ihren Besitz zu verlieren und ausgewiesen zu werden. Etwa 30 000 Familien verließen das Land.

Keine Wahl hatten diejenigen Adligen, die ein eigens einberufener Gerichtshof für schuldig befand, an der Revolution teilgenommen zu haben – und das waren viele. Je nach Grad der Schuldigkeit konfiszierte die Obrigkeit ihre ganzen Ländereien, nur die Hälfte davon, ein Viertel oder ein Fünftel. Im

Endeffekt wurde aber jedes Mal das gesamte Land eingezogen: Eine Viertel-Konfiskation bedeutete beispielsweise, für drei Viertel des enteigneten Landes eine finanzielle Entschädigung zu erhalten. Die Hälfte Böhmens wechselte so ihren Besitzer. Die Behörden veräußerten das eingezogene Land zum Teil zu Schleuderpreisen, und zu den größten Gewinnern zählte einer der berühmt-berüchtigten Protagonisten des Dreißigjährigen Kriegs: Albrecht Wallenstein, damals noch ein aufstrebender Adliger und Regimentsobrist.

Es überrascht nicht, dass es bei den Enteignungen zu schreienden Ungerechtigkeiten kam und zu herzzerreißenden Szenen, als Familien von ihren Besitztümern vertrieben und zu Bettlern degradiert wurden. Immerhin kamen die meisten mit dem Leben davon – im Vergleich zu den niedergeschlagenen Baueraufständen der Frühen Neuzeit wurden nur wenige Personen hingerichtet. In Böhmen waren es 27 Unglückliche: Sie alle starben am 21. Juni 1621 unter Trommelwirbel auf dem Platz vor dem Prager Rathaus, 24 durch das Schwert, drei durch den Galgen. Anschließend steckte der Scharfrichter zwölf abgeschlagene Köpfe und Hände auf Eisenstangen und stellte diese auf dem Altstädter Brückenturm weithin sichtbar auf. Zehn Jahre blieben sie dort stehen, als gruseliges Mahnmal für die Bevölkerung.

Unter einer Behördenmaßnahme hatten die Menschen in Böhmen besonders zu leiden: Angestachelt durch die drückenden Staatsschulden kam das habsburgische Schatzamt auf die fatale Idee, an eine Privatgesellschaft das Recht zur Münzprägung zu verkaufen. Diese Lizenz zum Gelddrucken ging Anfang 1622 zum Preis von sechs Millionen Gulden für ein Jahr an ein Konsortium von 15 Privatpersonen – darunter Wallenstein, ein jüdischer Silber-Großhändler und ein calvinistischer Bankier. Wenn es ums Geld ging, spielten religiöse Differenzen offenbar nur eine untergeordnete Rolle. Das Konsortium überschwemmte Böhmen, Mähren und Österreich mit mehr als 42 Millionen Gulden, die einen deutlich niedrigeren Silberge-

halt aufwiesen als die Münzen, die sich bis dahin im Umlauf befanden. Die Folge war – aus heutiger Sicht wenig überraschend – eine galoppierende Inflation mit allen negativen Begleiterscheinungen. Die Empfänger von Löhnen und Pensionen verarmten, Händler und Handwerker hielten ihre Waren zurück. »Wir wollen kein gutes Fleisch für schlechte Münze verkaufen«, protestierten beispielsweise die Metzger. Strafandrohungen der Obrigkeit bewirkten indes wenig gegen den teils offenen, teils heimlichen Verkäufer-Streik. Binnen kurzem lag die Wirtschaft völlig darnieder.

Nach einem Jahr beendete Kaiser Ferdinand den Spuk und leitete eine Währungsreform ein. Der Staat übernahm Anfang 1623 wieder die Geldproduktion und prägte ab dem Sommer Münzen »nach altem Schrot und Korn« – »Schrot« steht dabei für das Gewicht der Münze, »Korn« für ihren Edelmetall-Gehalt. Am Jahresende wurden die Untertanen schließlich angewiesen, ihr Inflationsgeld gegen die neue harte Währung zum Kurs von sechs Gulden zu einem umzutauschen.

Diese hausgemachte Finanzkrise beschränkte sich nicht auf die habsburgischen Gebiete. Reihum ließen die Fürsten Münzen mit geringerem Silbergehalt produzieren, so dass die rasante Geldentwertung 1621 bis 1623 fast das ganze Deutsche Reich erfasste. Die Preise für das tägliche Brot schnellten empor, vielerorts hungerten die Menschen. Aufgebrachte Bürger stürmten Behörden, Wechselbuden und Münzstätten, es kam zu regelrechten Straßenschlachten, die beispielsweise in Magdeburg 16 Tote und 200 Verwundete zur Folge hatten. Flugblätter beschimpften Geldhändler als »Geld-, Land- und Leuteverderber«, als »Kipper und Wipper« (*Münz- und Geldwaagen-Manipulierer*) – und so ging die erste große Inflation im Deutschen Reich als Kipper- und Wipperzeit in das kollektive Gedächtnis ein.

»Damals lehrte uns zum ersten Mal die Erfahrung«, resümiert der zeitgenössische Historiker Pavel Stransky im Jahr 1633, »dass keine Seuche und kein Krieg, kein feindlicher Einfall in unser Land, keine Plünderung und keine Feuersbrunst

guten Menschen einen solchen Schaden zufügen können wie häufige Änderungen im Wert des Geldes.« Als Stransky dies veröffentlichte, stand die zweite Hälfte des Dreißigjährigen Kriegs allerdings noch bevor.

Das unterscheidet die Kipper- und Wipperzeit auch von der Hyperinflation der 1920er Jahre, die bis heute die Angst der Deutschen vor der Geldentwertung prägt. Die Währungskrise des 17. Jahrhunderts verursachte die Massenverelendung schon während des Kriegs und verschärfte dessen weitere Auswirkungen zusätzlich.

Warum ging der Krieg überhaupt weiter? Kaiser Ferdinand herrschte wieder unangefochten über Böhmen, zudem hatten verbündete Truppen Spaniens und Bayerns die Pfalz erobert, also die Stammlande des geflohenen Winterkönigs Friedrich. Drei unabhängig voneinander agierende protestantische Söldnerarmeen hatten sich den katholischen Besatzern in den Weg gestellt, waren aber bis Mitte 1622 eine nach der anderen besiegt worden. Im Februar 1623 übertrug Kaiser Ferdinand wie versprochen dem bayerischen Herzog Maximilian die Pfälzer Kurwürde, und damit waren alle Kriegsziele der katholischen Koalition erreicht – ein Erfolg auf der ganzen Linie. Nach einigen weiteren Gefechten war der erste Teil des Dreißigjährigen Kriegs, der sogenannte Böhmischt-Pfälzische Krieg, Anfang 1624 effektiv beendet. Es mussten nur noch die Heere demobilisiert werden, und es würde wieder Frieden im Land herrschen.

Doch Kaiser Ferdinand löste die Heere nicht auf – und offenbarte so wohl sein wahres Gesicht: Bislang hatte er sich als fähiger Realpolitiker gezeigt, der auch mit Protestanten kluge Bündnisse und Verträge schloss. Doch in seinem Herzen blieb der Jesuitenzögling ein katholischer Fanatiker. Nun sah er offenbar die Gelegenheit als günstig an – und vergab die Chance zu einem dauerhaften Frieden. Der große Dichter Friedrich Schiller, der auch als Historiker arbeitete und 1791/93 die heute noch sehr lezenswerte »Geschichte des Dreißigjährigen Kriegs« veröffentlichte, beschrieb Ferdinands Verantwortung nach dessen Sieg

über Böhmen so: »Das ganze Schicksal Deutschlands lag jetzt in seiner (*Ferdinands*) Hand, und vieler Millionen Glück und Elend beruhte auf dem Entschluss, den er fasste. Nie lag eine so große Entscheidung in eines Menschen Hand, nie stiftete eines Menschen Verblendung so viel Verderben.«

1625–1629

Der Tod als Geschäft

Dass es sich um ein unmoralisches Angebot handelte, war dem Wiener Kaiserhof wohl klar: Im Frühjahr 1625 schlug ein katholischer Adliger aus Böhmen vor, auf eigene Kosten ein großes Heer aufzustellen und für Kaiser Ferdinand ins Feld zu führen. Der mittellose Habsburger Monarch bräuchte kein Geld vorzustrecken und auch für den laufenden Unterhalt erst einmal nichts zu bezahlen – Ferdinand erhielt eine Armee sozusagen zum Nulltarif, jedenfalls zunächst, die Rechnung käme dann später.

Doch irgendjemand musste ja die Zeche bezahlen. Und war diesem böhmischen Adligen zu trauen? Welche Folgen hatte eine neue Armee? Würde sie potentielle Feinde abschrecken – oder erst neue schaffen, weil sie die anderen Mächte provozierte? Zwei Monate lang diskutierten die Räte Ferdinands in Wien, was von dem Angebot zu halten sei. Schließlich setzten sich die Befürworter durch, und im Juni 1625 wurden die Verträge unterzeichnet: Albrecht von Wallenstein erhielt die Erlaubnis, ein Heer von 24 000 Mann aufzustellen. Zudem wurde er zum Herzog erhoben.

Der Kaiserhof in Wien ließ sich damit auf ein folgenschweres Experiment ein: die Privatisierung des Kriegs im großen Stil. Wallensteins Offiziere und Soldaten waren seine Angestellten, ausgestattet meist mit Zeitverträgen, zum Beispiel von

Frühjahr bis Winterbeginn. Kategorien wie Vaterland oder Religion spielten allenfalls eine untergeordnete, meist sogar keine Rolle. Wallenstein handelte hier »nicht weniger berechnend und pragmatisch als ein moderner Manager, der ein multinationales Unternehmen führt«, so der Historiker Geoffrey Parker. Was für den Kriegsunternehmer zählte, waren nicht Ideologien, sondern Effizienz, Erfolg, Gewinn. Der Kapitalismus erreichte hier eine neue Dimension, die es so vorher noch nie gegeben hatte – und auch danach nicht mehr geben sollte, denn die Zukunft gehörte den staatlichen Armeen. Im Dreißigjährigen Krieg erlebten das private Kriegsgeschäft und das freie Söldnertum ihren historischen Höhepunkt, und Wallenstein war der wohl größte Kriegsunternehmer der Geschichte.

Der neue Feldherr zeigte sofort, was ihn ihm steckte. Nach der Vertragsunterzeichnung Mitte 1625 dauerte es nur ein einhalb Monate, bis er das Heer aus dem Boden gestampft hatte: 16 000 Fußsoldaten und 8000 Reiter. Es war eine schier unglaubliche organisatorische Leistung, und der unermüdlich arbeitende Wallenstein überbot sich in der Folgezeit immer wieder. Noch im Jahr 1625 vergrößerte er seine Armee auf 61 900 Söldner, im Jahr darauf auf 111 100 Kämpfer, wie seine eigenen Heereslisten belegen. 1630 gebot er gar über 150 900 Söldner – und dies in einer Zeit, in der die größten deutschen Städte wie Augsburg, Nürnberg, Hamburg, Köln, Lübeck und Straßburg nur je 40 000 bis 48 000 Einwohner zählten.

Keine zivile Ansiedlung konnte es also zahlenmäßig auch nur annähernd mit einem Wallenstein'schen Heerlager aufnehmen, zumal zu den Soldaten noch der Tross hinzukam. Der war in der Regel größer als die eigentliche Armee und umfasste Ehefrauen und Kinder, Handwerker, Köche, Prediger, Feldchirurgen, Wahrsager, Gaukler, Prostituierte und Bettler – eine wandernde Großstadt.

Um diese in Mitteleuropa noch nie gesehenen Menschenmassen zu versorgen, benötigte Wallenstein nicht nur eine ausgefieilten Logistik, sondern vor allem gewaltige Mengen an

Geld. Der Kriegsunternehmer setzte dazu auf ein Finanzierungssystem, das auf zwei Säulen ruhte. Die erste Säule bildeten Großkredite, die sich Wallenstein auf dem europäischen Finanzmarkt beschaffte, und zwar über einen guten Bekannten: den aus Antwerpen stammenden Bankier Hans de Witte, mit dem er in der Kipper- und Wipperzeit das Land Böhmen mit selbstgeprägten Münzen überschwemmt hatte. De Witte verfügte über ein komplexes Kredit-Netzwerk, das 67 Städte umfasste und von London bis Konstantinopel reichte. Er arbeitete mit Mittelsmännern, so dass viele Kreditgeber gar nicht wussten, wohin ihr Geld in Wahrheit floss. Dass mit de Witte ausgerechnet ein Calvinist der Hauptfinanzier der größten katholischen Kriegsmaschinerie war, gehört zu den Treppenwitzzen der Geschichte.

Die zweite Säule der Wallenstein'schen Heeresfinanzierung bildeten die sogenannten Kontributionen, die es in diesem Ausmaß ebenfalls noch nie gegeben hatte. Dabei handelte es sich faktisch um Erpressung im großen Stil. Die Territorien und Städte, in deren Umfeld sich Wallenstein mit seinen Soldaten gerade aufhielt – egal ob Freund oder Feind –, mussten jeweils die Armee versorgen: nicht nur wie bisher üblich mit Naturalien, sondern auch mit gewaltigen Summen an Bargeld. Die Gemeinden vor Ort kamen auch für den Sold und alle anderen Kosten auf, was bis dato Aufgabe des Landesherrn gewesen war. Dies trieb viele Gemeinschaften in den Ruin – und so manche befestigte Stadt weigerte sich zu bezahlen. Wallenstein kam so angeblich zu der paradoxen Feststellung, er könne ein Heer von 20 000 Mann nicht unterhalten, wohl aber eines von 50 000. Denn nur mit solch einer Übermacht ließen sich die Geldsummen eintreiben, die er benötigte. »Der Krieg ernährt den Krieg«, lautet das passende Motto in Friedrich Schillers Dramen-Trilogie »Wallenstein«.

Im Gegenzug achtete der Kriegsunternehmer – zumindest anfangs – strikt auf Disziplin und unterband rigoros das Plündern. Soldaten, die dabei erwischt wurden, ließ Wallenstein

nicht selten hinrichten. Doch seine Kontrollmöglichkeiten waren begrenzt – was die Offiziere und Soldaten bisweilen hemmungslos ausnutzten, sobald sie sich aus Wallensteins Blickfeld entfernten. »Ordnung war auf der goldenen Insel des Hauptquartiers und in ihrer Nähe; in der Weite Erpressung, Mord und Raub«, resümiert Golo Mann.

Wallenstein beließ sein neues Heer denn auch nicht lange in der Heimat, sondern sandte es bald nach Norden. Im Herbst 1625 operierte es an der Elbe im heutigen Sachsen-Anhalt – und war damit zur rechten Zeit am rechten Ort. Denn noch weiter im Norden betrat der erste skandinavische Akteur die deutsche Kriegsbühne: König Christian IV. von Dänemark, der seinem Nachbarn und Konkurrenten König Gustav II. Adolf von Schweden damit um einige Jahre zuvorkam.

Christian war Protestant, herrschte in Personalunion über Dänemark und Norwegen und hatte sich im Gegensatz zu den meisten anderen Regenten seiner Zeit nicht überschuldet, sondern ein Millionenvermögen aufgehäuft. Der 48-jährige Monarch verfügte somit über genügend Geldmittel, um einen größeren Krieg zu beginnen und so seinen Ehrgeiz zu stillen. Er benötigte nur noch einen Grund dazu.

Der bot sich dank eines Territoriums, das Christian zusätzlich zu den beiden Königreichen Dänemark und Norwegen geerbt hatte: des Herzogtums Holstein ganz im Norden des Deutschen Reichs. Dieser Besitz machte den Dänenkönig nebenbei zu einem deutschen Fürsten mit Sitz im Reichstag. Darüber hinaus ließ sich Christian im April 1625 zum Obersten des Reichskreises Niedersachsen wählen, also zum Vorsitzenden eines der zehn Kreise, in die das Deutsche Reich verwaltungstechnisch aufgeteilt war und die jeweils mehrere Fürstentümer und andere Reichsterritorien umfassten.

Der dänische Potentat besaß damit aus seiner Sicht genügend Titel und Ämter in Deutschland, um sich dort zum Verteidiger des protestantischen Glaubens aufzuschwingen. Er überredete die anderen Landesherren im niedersächsischen Kreis